

Hans Haid, geboren 1938,
Schriftsteller, Volkskundler,
Alpenforscher, Ötztaler.

Similaun

erzählt in einer Verbindung
von alpinen und biblischen
Mythen, Zeitkritik und
apokalyptischen Zukunftsvisionen
die Geschichte von Virgil, dem
Schafhirten im Ötztal, seiner
Geliebten Rusilena und ihrem
Kampf gegen Tourismuswahnsinn,
monströse Staudammprojekte
und Naturzerstörungswut.

1 Das Tal der Sünder

Das erste Siegel wird geöffnet. Das Lamm kommt und öffnet das erste Siegel. Auf einem gehörnten Widder stürmt der Reiter heran. Seine Augen wie Feuerflammen. Es ward ihm gegeben eine Krone und er wird weiden die Völker der Erde und die Herden der Berge. In weißem Leinen angetan werden sie kommen und es werden ihnen folgen die Hirten und Heerscharen, die Herren der zehntausend Schafe.

Virgil, der Hirt, holt die erste Tafel aus der Salzhütte, nimmt Nägel und einen Hammer, rammt den Nagel in den Holzbalken, hängt die Holztafel daran, tritt einen Schritt zurück, einen zweiten, liest die Schrift. Mit der Hand geschrieben. Grob, ungelenk. Fehlerfrei. Er liest laut und geht weiter.

Es ist ein Tal der Sünder, Schneezuhälter, Gletschermörder, der SALIGEN FRAUEN, von Schafen und Schafhirten. Mit dem langen Bergstock schreitet Virgil, der Hirt, aufwärts, vorbei an den letzten Zirbenbäumen, überwechselnd in das tiefgrüne Latschenfeld, vorbei an dreiunddreißig kleineren und größeren Bergbächen, Lawinenstrichen, Baumkrüppeln, auf dem neuen Fahrweg, baggerbewegt, zuschandengerichtet. Es ist der zwölfte Juni.

Ich sehe schon, dass es noch viel Schnee gibt, dass die ersten Gräser nur bis knapp zweitausenddreihundert hinaufreichen, dass die Muren ein paar Schneisen in den Boden gerissen haben, dass hinten im Tal der weiße Similaun voller Schnee herunterleuchtet, wie sich an der Flanke der Nebel hinauffrisst, wie die Nebelfetzen um den Gipfel tanzen, quer zu Mutmal und querend nach Finail. Das

alles sehe ich, gemeinsam mit dem Hirten. Seine Schafe erwartet heuer gutes Futter, nicht zu hoch gewachsen, wie sie es am liebsten mögen, und nicht zu knapp, damit sie nicht davonrennen, talauswärts die Weiden der Bauern suchen, dort grasen, sich die Wampen vollfressen, zufrieden wiederkäuend gegen Abend bergaufwärts trotten. Es ist gut so bestellt in diesem Jahr. Es müssten alle eintausendneunhunderteinundachtzig Schafe die beste Sommerweide vorfinden.

Auf der anderen Talseite grüßt die Brutalität der neu erschlossenen Skiabfahrt und der neu gebauten Skihütte, vermehrt von dreißig auf nahezu tausend Sitzplätze. Erst dann werde die Sache rentabel. Der Gstraun baut, dass es brutaler nicht mehr möglich ist. Die Schnee- und Snowherren haben das Maß verloren. Der Gstraun ist der kastrierte Widder. Was er baut und gebaut hat, ist von weitem sichtbar. Gut erkennbar durchziehen braune Streifen in Serpentina das steile Gelände auf Stablein zu, durchbrochen von Masten, Lawinenschutzmonstern, Dorfschutzsicherungsanlagen aus Stahl und Beton, solche der schlimmsten Sorte, inzwischen dahinrostend, daneben die neuen Kanonen. Die neuen Kanonen. Die Schneekanonen. Der Pfarrer hat sie geweiht. Der Segen ist sicher.

Das mag so sein. Es kann auch anders sein. Der alte Pater hätte die Segnung verweigert. Aber es ist geschehen und niemand hat gegen die Scheußlichkeiten protestiert. Wozu hätten sie sonst zur Anschaffung eines neuen Allerheiligsten, einer Supermonstranz, goldig und edelsteinbesetzt, so viel Geld ausgeben sollen. In ihrer maßlosen Brutalität und ihrem übersteigerten Ausgleich der armen Gehirne und Herzen gegen Geld und Macht und Monstranzspenden haben sie alles andere vergessen. Vom Taleingang zum Snow und hinauf zum Ferner gehört alles ihnen. Sie sind die Besitzer.

Doch halt. Sie sind nur Teilbesitzer. Die von drüben haben hier ebenfalls Eigentum. Seit Jahrhunderten und Jahrtausenden. Deswegen kommen die Hirten und die Schafherden aus Laas, Göflan, Kortsch, Schlanders, vom Sonnenberg. Deswegen geht heute der Hirt mit mir schauen. Die alte Steinhütte hinter der Kaser wird drei Monate lang seine Heimstatt sein, sein Lager, seine Küche, der Hundeplatz für den Waldi, die Ecke für das Hundewasser und das Lager mit neuer Matratze, ohne Strom, ohne Komfort.

Weiter draußen stehen supermoderne Viersternhotels. Mit allem Komfort. Nobler und feiner als in besten Stadtwohnungen. Dreizehn Hallenschwimmbäder in zwanzig Viersternhotels. Wer sonst kann das vorzeigen? Dort der Luxus. Und die inwendige Not. In keiner Zeit der zehntausendjährigen Kultur und Unkultur des Tales ist es so schlimm gewesen mit der Herzens-Kultur, hat der fremde Gast gesagt, mitten ins Gesicht am Abend an der Bar. Der schrecklichste Ort der Ausbeutung und Prostitution sei es geworden.

Aber auf dem Berg der Schafe ist es anders. Der Schäfer ist knapp über dreißig. Ein junger Vinschger. Ein schneidiger Mensch. Dunkelhäutig. Mit durchdringend dunklen Augen. Einem Schnauzer. Stark gebogener Nase. Wie bei den Schnalser Schafen. Der Widderkopf. Wie ein Widderkopf mir seiner Nase. Knapp über einssiebzig. Ich folge ihm knapp. Ich kann ihm kaum folgen. Er geht schnell. Sehr schnell und leichtfüßig und berggewohnt. Nahe den Gletschern. Helle, wache Augen und ein kritischer Blick. Mit einem langen Bergstock, wie ihn die Älpler bis zum heutigen Tag tragen, wie sie ihn seit sechstausend Jahren tragen.

Die meisten leben zufrieden dahin. Bis wieder eine Katastrophe kommt; eine von denen, die seit Jahrhunderten ihr Leben bestimmen. Der halbe Berg kommt herunter. Drei Millionen Kubikmeter Wasser brechen aus und wälzen sich

durchs Tal, sechzig Kilometer Zerstörung hinterlassend. Schon tagelang liefen die Warner durchs Tal, von Ort zu Ort, immer lauter schreiend: „Der Ferner* kommt, der Ferner kommt!“ Es ist ein einziger Gletscher gemeint, wenn die Schreienden von Dorf zu Dorf eilen, warnend, rufend, klagend, schreiend, buchstäblich die Seele aus dem Leib schreiend. Es ist nur ein Gletscher gemeint. Das wissen alle im Tal. Der Vernagtferner. Der Ferner zu Vernagt im hintersten Tal, wohin die Landkartenmacher die wildeste Einöde der Alpen hingemalt haben, als sie anno 1604 in die Karte hineinschrieben *glacies continua et perpetua* und *der gross ferner*. Riesige zusammenhängende Gletscher- und Eisflächen, nach heutigen Maßen vierhundert Quadratkilometer Gletscherflächen, wie sonst nirgendwo in den Alpen so zusammenhängend, so sich in den breiten Höhenbecken ausbreitend.

Aus dem kleinen Wandschrank in der Schäferhütte holt Virgil, der Hirt, eines seiner Bücher, eines seiner Geheimnisse, greift in die Seiten, schlägt auf und liest. Der *weltbeobachtende Mann*, das hat er in einem seiner Bücher gelesen und auf einem Zettel notiert. Ein *weltbeobachtender Mann*, könnte er das sein? Zweifel kommen in ihm auf.

Unstreitig ragten die Gebirge dort am höchsten empor, wo der Alpenhauptkamm hinstrich, und er strich von Nordosten nach Südwesten. Von dort aus trennten die Meere nemlich am ersten von einander. Dort wards am ersten Land. Dort schneit es am ersten, und aus dem Schnee wurd Eis. Diese wurden zusammengeblasen, schmolzen ab und daher begannen die Flüsse, welche die Meere aufnahmen ...

Mehrmalen, am öftesten habe ich aber von Norden her diese großen Schnee- und Eislagen gesehen, und mir kamen die, welche um dem Url oder der Wildspitze in Tyrol liegt, als die ausgedehnteste vor; und zwar vorzüglich deßwegen,

weil sie weit und breit sich aneinander hängt und in alle Gegenden sich ausleert.

Der weise Pater Plazidus aus dem schweizerischen Kloster wird wohl recht haben. Virgil klappt das Buch wieder zu, geht vor die Hütte und sieht zum ersten Mal die Schrecken des Tales und die inwendige Verheerung, die seine Laster hinterlassen haben in der Verehrung des Goldenen Kalbes. Rundum sieht Virgil die Anzeichen der Verwüstung und der Schäden. Wenn er könnte, würde er sich auf den Felsen stellen und seine erste Felsenpredigt halten. Er hat noch zu wenig Feuer und Mut in sich.

Zuhinterst nennen sie es das Hintere Eis. Hinter den zusammenhängenden und ewigen Eismassen des großen Ferners leben die geheimnisvollsten Bergbewohnerinnen.

Sie leben nicht dahinter, sondern drinnen, unten, im Gletscher, in den weiten, hunderte Meter tiefen Gletscherhallen und Gletschertoren, weit drinnen, wo die Einheimischen vom Kristallpalast erzählen, in dem die Geheimnisvollen wohnen. Es sind die SALIGEN. Manche nennen sie die SALIGEN FRAUEN und andere kennen sie aus der Überlieferung als SALIGE FRÄULEIN. Frau oder Jungfrau, verheiratet, nicht verheiratet, keusch, geschwängert, Mutter, kinderlos, jungfräulich, unbefleckt, rein, unnahbar, zutraulich, wunderschön, rächend, drohend, die Huren der Berge, die Heiligen der Berge, die Lawinenbringerinnen, die Murenhexen, die Helferinnen der Schäfer und Schäferinnen, wunderschön in weißen Kleidern, mit goldenem Strahlenkranz, die Madonna vorweg, der Strahlenkranz über den Häuptern der SALIGEN.

Dort liegt die sommerliche Welt des Schäfers. Romantisch und wildromantisch, Prospekttirol und heile Alpenwelt. Aber auch die verdammte raue Natur, der tagelange Nieselregen, der von den beleidigten SALIGEN heruntergesandte Regen, Nieselregen drei Tage und zwei Nächte und nicht mehr austrocknen, dann der Starkregen und bald darauf der

Schnee. Mitten im Sommer, einmal im Juli und zweimal im August der Schnee. Dann das Suchen nach Schafen und Lämmern. Der Hund keucht. Der Schäfer mit der langen Stange. Stochert vor der Überquerung der Schnee- und Lawinenbrücke, ob sie wohl halten wird, tappt vorsichtig drüber, rennt auf der anderen Talseite bergauf, vermutet dort im Tiefschnee steckende Schafe, geduldig im Tiefschnee steckende, wartende Schafe, *wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt*, und will retten, was noch zu retten ist. Keuchend tappt er bergauf, sich an Alpenrosenbüschen festklammernd, nimmt das Fernglas, putzt es mit dem Taschentuch, es läuft an, er putzt es wieder mit dem sowieso schon angefeuchteten Taschentuch, schaut in die Felsen hinauf zum grünen, zum ehemals grünen Rasenfleck, weil er dort die versprengten, die geduldigen, die gottergebenen Schafe vermutet. Er will hinauf. Eine Lawine bricht los, reißt ihn mit in die Schlucht. Der Hund wühlt im Schnee, reißt ein kleines Loch, der Schäfer bekommt Luft, atmet, steigt heraus, verflucht die Welt, das Wetter, den Schnee, die SALIGEN, sein armseliges Schäferleben.

Hinter allen weiblichen Sagengestalten sieht Virgil, der Hirt, seine große Geheimnisvolle. Er sucht sie. Er findet sie nicht. Deswegen beginnt er eine lange Irrfahrt durch alle Kare und über alle Gletscher.

In seinen Sehnsüchten trifft Virgil, der Hirt, auf die fremde WILDE FRAU. Sie erinnert ihn an die WILDE FRAU vom geheimnisvollen Berg LUIBIS. Sie lebt, wenn es ihr gefällt, in der Doppelrolle. Dann schlüpft sie in die Kleider der Manderleut, will nicht als Frau erkannt sein. Wird da und dort gesehen. Niemand kennt sie. Niemand spricht mit ihr. Sie spricht mit niemandem. Niemand darf nach ihrem Namen fragen. Niemand darf es wagen, nach ihrem Herkommen zu fragen. Sie ist eine Wissende. Eine Allwissende. Manche nennen sie RUSILENA, eine Fremde,

eine SALIGE. Der Hirt trifft auf die fremde WILDE FRAU. Er erschrickt und flüchtet.

Die Wilde lässt ihn nicht los. Überall sucht er nach ihr. Auch in den Büchern und Schriften. In einem davon liest er:

Diese Protagonisten der Ausbeutung der heiligen Berge würden ja, wenn sie gekonnt hätten, wenn sie endgültig den Landessieg feiern können, die Totalzerstörung starten, weiterführen und vollenden. Lawinen als Sensationen verkauft. Katastrophen als Chance des geschwundenen Sommertourismus. Ein paar Dutzend Schneetote. Zwischendurch ein Hoch in den Nächtigungen. Gesprengte Lawinen. Mitten durch die Köpfe der Schneetod. Die Herren und Monster im Schneegeschäft: die Zuhälter des „ewigen Schnees“, der allmächtige Holländer, der dickwampige Seilbahnboss, der mehrfach mit Landesorden ausgezeichnete Bergbock, der schleimige Hurensohn, Knecht des größeren Hurensohnes im Monstercentralhotel. In der verschwitzten Zuhälterbar mit der Pseudomadonna mit bloßgelegtem Busen auf dem Porno-alpin-Dach alles voller Diener, Dienerinnen, Huren, Böcke, Kassierer, Geldscheißer, Schnapssäufer, Krawallmacher, mit und ohne Suff. Sonntagsbürger bei der Heiligen Sonntagsmesse beim Kommunionempfang. Bei der Freiwaschung aller Sünden. Das dienende Pfäfflein, das segnende Pfäfflein.

Jetzt werden sie, als Herren im Schneegeschäft, auf der besseren Seite von Porno und Kruzifix die weißen Gipfel erobern, einen nach dem anderen sprengen, mit Plattformen auf den Gipfeln, mit Aussichtsrampen, mit Schneewampen im Suff. Marke Zuhälterei und Porno alpin. Sölden ist geil. Der Söldner Bergbock stinkt. Schneebar fallweise geschlossen. Eintritt frei für die Huren aus Tschechien und Polen. Amen und das Kreuz drauf. Der Pfarrer segnet. Der Landeshauptmann kommt. Die Landespresse feiert den Totalsieg der Perversion. Der Landeshauptmann als Knecht und Vasall.

Am Strick hinaufgezogen & ausgemolken & Ja & Amen gesagt. In katholischen Landen der Segen. Bis auf 3600 Meter hinauf die Totalzerstörung, die Entweihung der heiligen Berge.

Snow und Suff die neuen Brüder. Heiliggesprochene, in der dominanten Regionalpresse im Stil der Seitenblicke-Gesellschaft, schleimerisch dahinkriechende Provinz-Primitiv-Paparazzi & Günstlinge. Alles untergeordnet. Amen.

* Gletscher

2 Die Apokalypse

Wie in einem schrecklichen Traum kommen die Namenlosen, die Huren, die Heiligen.

Virgil, der Hirt, sucht die alten Kalender in der Schäferhütte. Die frommen Erbauungsbücher. Die alten Geschichten unter dem Brett verborgen, versteckt. Im Holzkasten stecken sie drinnen: die alten und neuen Bücher. Auch vom Zaubern, vom Wettermachen, von Hexenprozessen, vom Bannen. Auch von der Apokalypse des heiligen Johannes, eine über alle geistigen Schöpfungen hinausragende Phantasie, eine nach den Gesetzen der Schönheit erdachte, erfundene, erdichtete Geschichte von den Anfängen und der Zerstörung der Heiligen Stadt. Die Anmut weicht dem Grotesken, dem Übermenschlichen, das Menschliche tritt zugunsten des Lammes zurück, das Unendliche hat ein scheinbar vorläufiges Ende gefunden. Es sind kühne, ergreifende, markerschütternde Gedanken, aus der Seele des gotterleuchteten Propheten hervorgeströmt, in der Nachfolge des Gilgamesch-Epos, die Edda vorausnehmend, die ältesten isländischen Kulddichtungen um Jahrhunderte vorausdenkend, in alpinen Untergangssagen rund um TANNENEH, ONANÄ und DANANÄ weitere Jahrhunderte später weitergegeben, bis in die Gegenwart lebendig geblieben. Zumindest die Erinnerung daran, aufgezeichnet in alten Sagensammlungen, von keiner Kanzel verkündet, von keiner Tourismusprostitution vereinnahmt. *Inmitten immer das Lamm und die Hure, das buhlerische Weib, das auf dem Tiere sitzt, dem mit den sieben Köpfen und zehn Hörnern – der Antichrist?*

Wieder sitzt Virgil, der Hirt, über den alten Büchern und schreibt langsam, zögerlich, wenig gewandt, eine zweite Tafel voll mit den geheimnisvollen Texten. Wieder geht er vor die Türe seiner Schäferhütte, nimmt wieder einen Hammer und einen Nagel. Diesmal heftet er die Tafel an den Zaunpfahl hinter der Hütte. Nagelt und liest: „SEHET DAS LAMM!“

Er liest laut und geht zurück in die Hütte. Legt den Hammer an seinen Platz. Und sinniert.

Das Lamm öffnet das Buch mit sieben Siegeln, weswegen ihm alle Kreaturen huldigen. Und ich sah in der Rechten dessen, der auf dem Throne saß, ein Buch, überschrieben von innen und außen, versiegelt mit sieben Siegeln. Und ich sah einen starken Engel, der mit starker Stimme rief: Wer ist würdig, zu öffnen das Buch und zu lösen seine Siegel? Und niemand, weder im Himmel noch auf Erden, noch unter der Erde, konnte öffnen das Buch, noch hineinblicken in dasselbe. Und ich weinte sehr, weil niemand würdig befunden wurde, das Buch zu öffnen und in dasselbe hineinzublicken. Aber einer der Ältesten sprach zu mir: Weine nicht! Siehe, der Löwe vom Stamme Juda, die Wurzel Davids, hat überwunden, zu öffnen das Buch und zu lösen seine sieben Siegel. Und ich sah, und siehe, in Mitte vor dem Throne und den vier lebenden Wesen, und in Mitte vor den Ältesten stand ein Lamm wie getötet, und hatte sieben Hörner und sieben Augen, welche die sieben Geister Gottes sind, ausgesandt in alle Welt. (Apokalypse, 5.1-7)

Und es war wieder das Lamm, vor dem die vier lebenden Wesen und die vierundzwanzig Ältesten niedersanken. *Und alle hatten Harfen und goldene Schalen voll Rauchwerk.*

Die apokalyptische Katastrophe droht dem Tal, wenn die vier Millionen Kubikmeter gestautes Wasser binnen eineinhalb Stunden ausbrechen und das Tal verwüsten.

Und ich sah, dass es das sechste Siegel öffnete; und siehe, es ward ein großes Erdbeben, die Sonne ward

schwarz wie ein härener Sack, und der ganze Mond wie Blut; und die Sterne fielen vom Himmel auf die Erde, wie der Feigenbaum seine unzeitigen Feigen abwirft, wenn er vom Sturmwind bewegt wird. Und der Himmel wich zurück wie ein Buch, das man zusammenrollt; und alle Berge und Inseln wurden von ihrer Stelle bewegt; und die Könige der Erde und die Fürsten und die Heerführer und die Reichen und die Mächtigen und alle Knechte und alle Freien verbargen sich in die Höhlen und Klüfte der Berge und sprachen zu den Bergen und Felsen: Fallet über uns und bedeckt uns vor dem Angesichte dessen, der auf dem Throne sitzt, und vor dem Zorne des Lammes! Denn es ist angebrochen der große Tag ihres Zornes; und wer kann bestehen. (Apokalypse, 6.12-17)

Wenn die Wasserfluten durch das Tal hinauswüten, die Ache mit Eis gefüllt, die Berge aus der Verankerung brechen, der Fischbach durch das Sulztal wütet, losgebrochen, losgerissen von den rächenden SALIGEN. Es fiel der Berg vom Himmel und die Wassermassen verwüsteten das Tal. Immer mehr und immer weiter verbreiteten sich die Schreckensmeldungen, von der apokalyptischen Talkatastrophe im Vale de Bagnes bis hinaus zum Bischofssitz von Martigny, dreihundert Menschen hinwegraffend, von der apokalyptischen Talkatastrophe im Passeiertal mitsamt dem ausgebrochenen Wildsee, vierhundert Leichen aus dem Meraner Friedhof hinausschwemmend, dreihundert Tote. Das Leiden kannte keine Grenze. Es ward das Leid vom Himmel geworfen. Die schrecklichen Engel, die verstoßenen Engel hatten zum Endkampf geblasen: *Und der erste Engel posaunte; da entstand Hagel und Feuer, mit Blut vermischt, und wurde auf die Erde hinabgeworfen, und der dritte Teil der Erde verbrannte, und der dritte Teil der Bäume verbrannte, und alles grüne Gras verbrannte. Und der zweite Engel posaunte; da wurde etwas wie ein großer brennender Berg*

*in das Meer geworfen, und der dritte Teil des Meeres ward Blut. Und es starb der dritte Teil der Geschöpfe, die im Meer leben, und der dritte Teil der Schiffe ging zugrunde.
(Apokalypse, 8.7-9)*

Anderswo schickte der dritte Engel oder der vierte Engel einen schrecklichen Tsunami auf die Erde, tötete zweihundertdreißigtausend, ein Drittel der dort Lebenden, und von den Leichen färbte sich das Meer und ward wie Blut.

Noch weit Schrecklicheres folgte mit Heuschrecken und Seuchen.

Es posaunte der dritte Engel, dann der vierte, auch der fünfte. Und diesem folgte der sechste Engel. Aber schon beim Posaunenklang des fünften Engels fiel ein Stern vom Himmel, wurde der Schlund des schrecklichsten Abgrunds geöffnet, kamen Heuschreckenschwärme aus dem Abgrund heraus und es geschah das Geheimnisvollste aller Naturwunder: Es sollten weder die Gräser noch die grünen Bäume noch alles sonstige Grün verletzt werden, *sondern nur die Menschen, welche das Zeichen Gottes an ihren Stirnen nicht haben.*

Es geschah aber, dass auch die Bewohner der Bergtäler, die um die von katholischen Pfarrern, Kuraten und Domherren verbreiteten Gräuel der Apokalypse wussten, einige Vorstufen der apokalyptischen Geschehnisse erleiden mussten und dass sie daran erinnert wurden, wie der Berg ins Tal stürzt, wie die Wassermassen ausbrechen, wie die Töne der Todesposaunen durch das Tal dringen, Schrecken verbreitend. Es war die Sünde. Es war der Schrecken und die Strafe für Laster, Wollust, Vergeudung, Sakrileg und Sodomie.

Apokalyptische Strafen folgen. Tag und Stunde kennen wir nicht.

Virgil, der Hirt, nahm noch ein glattgehobeltes Brett, zwei Meter lang, einen knappen halben Meter breit, schrieb

darauf den nächsten Text, las und nagelte, richtete sich auf, dachte an die Verderbnis der Welt, an die Verderbnis der neuen Zeit in diesem Tale.

Und der fünfte Engel posaunte; und ich sah einen Stern vom Himmel fallen auf die Erde; und es ward ihm der Schlüssel zum Schlunde des Abgrunds gegeben. Und er öffnete den Schlund des Abgrundes; und es stieg Rauch auf aus dem Schlunde, wie der Rauch eines großen Ofens; und die Sonne und die Luft wurden verfinstert von dem Rauche des Schlundes. Und aus dem Rauche des Schlundes kamen Heuschrecken über die Erde, und es ward ihnen Macht gegeben, wie die Skorpionen der Erde Macht haben; und es wurde ihnen befohlen, dass sie weder das Gras der Erde, noch irgend etwas Grünes, noch irgend einen Baum verletzten sollten, sondern nur die Menschen, welche das Zeichen Gottes an ihren Stirnen nicht haben. Und es ward ihnen gegeben, sie nicht zu töten, sondern sie zu quälen fünf Monate; und ihre Qual ist wie die Qual des Skorpions, wenn er einen Menschen sticht. In denselben Tagen werden die Menschen den Tod suchen, aber nicht finden; sie werden begehren zu sterben und der Tod wird vor ihnen fliehen. Und die Gestalt der Heuschrecken war gleich Rossen, zum Kriege gerüstet, und auf ihren Häuptern waren wie goldene Kronen und ihre Angesichter wie Menschengesichter; und sie hatten Haare wie Weiberhaare und ihre Zähne waren wie Löwenzähne; und sie hatten Panzer wie eiserne Panzer und das Rauschen ihrer Flügel war wie das Rasseln der Wagen mit vielen Pferden, die in den Kampf laufen; und sie hatten Schwänze wie die Skorpionen und Stacheln waren in ihren Schwänzen; und ihre Macht den Menschen zu schaden war auf fünf Monate; und sie hatten über sich als König einen Engel des Abgrunds, dessen Name ist hebräisch: Abaddon, und griechisch: Apollyon, das heißt, wie im Lateinischen, der Verderber: Ein Weh ist vorüber, und siehe, noch zwei Wehen kommen danach. (Apokalypse, 9.1-12)

„VERDERBER OH VERDERBER OH VERDERBER“

Es ist wieder eine Frauengestalt aus den Alpen in seinen Sinn gekommen. Auch wieder eine von denen, die ihm so geheimnisvoll scheinen, die ihm solche Zusammenhänge vorgaukeln und die in ihm die Sehnsucht immer stärker anwachsen lassen. Mühsam summt Virgil, der Hirt, die Noten, wie einen alten Choral. Das hat er so gelesen. Die Geschichte ist so niedergeschrieben vor mehr als 1200 Jahren. Nicht weit weg von seiner Hütte und vom elterlichen Bauernhof. Nur über das Joch drüber, den Ofenpass, den Strelapass und drei weitere und das alles kein Hindernis.

Margareta, die SONTGA MARGRIATA, die alte Heilige, lebt als Mann verkleidet auf der Alm. Auf einer Schweizer Alm in Graubünden. Die Männergesellschaft betreibt Sodomie zumeist mit den Geißböcken. Die junge Frau, eine Jungfrau, eine nach der Überlieferung unbefleckte Jungfrau, lebt in dieser Gesellschaft, erduldet und erleidet Männerwahnsinn. Sie muss verkleidet sein, weil Frauen als sündhafte Wesen die Männerwelt zur Unzucht bringen, wie es von katholischen Pfarrern, Kuraten und Domherren verbreitet wird, eingebläut, mit den schrecklichsten Strafen bedroht. Die Frau stürzt über den Felsen, der junge Knabe sieht, wer jetzt entblößt vor ihm steht: eine Frau, eine wunderschöne Frau mit Brüsten. Es folgt das bittere Ende. Die Frau muss weichen. Die Alm wird verflucht. Die Milch soll vertrocknen, die Gräser sollen verdorren, die Kräuter am Boden sollen verwelken. Alles Leben soll weichen. Eine der größten alpinen Poesie-Geschichten endet apokalyptisch.

Die Natur wird nicht verschont. Der Frevel der Älpler hat die härtesten Strafen zur Folge: den Untergang der Alm mit Kräutern, Kälbern, Schafen, Hirten, Sennerinnen und Jungfrau. Es folgt der Schnee, es folgt der Gletscher, es folgt der Untergang ehemals reicher goldener Städte, wie von TANNENEH, ONANÄ und DANANÄ: Dort lebte die DANA. Dort lebte die SONTGA MARGRIATA. Wenn sie weit weg in den

Schweizer Bergen wohnt, dann kommen in den Bergen der Ötztaler Alpen deren Sagengestalten auf Virgil zu. Er kann sich kaum erwehren. Rundherum, ummedum solche Frauen. Eine von ihnen die ANA, eine ANNA, eine Mutter. Ehrfurcht und Scheu packt ihn, den Virgil. Jetzt sind sie fortgezogen, alle miteinander, sind verbannt, geächtet, verjagt, missbraucht, geschwängert, der hochalpinen Gletscherherrenprostitution geopfert.

3 Mit dem Schäfer Virgil unterwegs

Virgil, der Hirt, sucht in den Dörfern des Tales nach einer Gefährtin. Er sucht sie im hochgelegenen Berggasthof. Er sucht sie an der Kasse des Supermarktes weit drunten im Dorf. Am Sonntag packt er den Rucksack, stapft in die kleine Dorfkirche hinein, greift zum Weihwasser, tappt mit dem nassen Zeigefinger der rechten Hand auf Stirn, Mund und Brust, versucht ein Kreuz hineinzumalen, dreht sich um, erwischt einen leeren Kirchenstuhl. Schaut auf die Weiberseite. Diejenige, die er sich vorstellen könnte, ist nicht dabei.

RUSILENA ist anderswo.

Zuhinterst im Zeitschriftenständer liegt der Tourismusprospekt. Fett und geil und bunt grüßen Trachtenmodels. Eine Veränderung kommt auf den Ort zu: eine neue Seilbahn. Ein Monsterbauwerk. Das Beste der Alpen. Das Höchste und Geilste. Virgil, der Hirt, nimmt den Tourismusprospekt aus dem kirchlichen Zeitschriftenständer, packt, aufmerksam geworden, die Prospekte in seinen Rucksack. „Sellamool wöll.“ Bei solchen Gelegenheiten muss er zugreifen. Statt Kommunionempfang und frommen Liedern heute diese wichtige Information. Zum ersten Mal liest er vom Projekt „Similaun“. So heißt es.

Mit dem Schäfer unterwegs in den Schluchten und Schründen, ein verlorenes Schaf aus dem Gletschertor geholt, das Salzen unter den Steinblöcken, das Weinen und Klagen versprengter Jungschafe. Virgil, der Hirt, erzählt vom schrecklichen Schneesturm, den sie vor sieben Jahren beim Übertrieb der Schafe erleben mussten. In der Nacht ist der

Schnee gekommen. Einen halben Meter. Es schneit weiter. Aus dem Tal wird Verstärkung angefordert. Dreißig Mann stehen bereit, schaufeln den Weg durch Disen hinauf zum Joch, vorbei an der Frau. Die Verengung zwischen den Felsen knapp unter dem Joch nennen sie die Frau. Einer der Treiber erzählt von der Frau: eine SALIGE sei es gewesen.

Virgil, der Schäfer, nimmt den Prospekt, zeigt auf die geplanten Glückseligkeiten der maßlosen, der geilen und gierigen Touristiker. Er liest. „Sell“, meint er, „wird nix.“

Er wolle sich das alles genauer anschauen, sagte er, die Pläne im Detail sehen, er ist sich sicher, dass er dagegen sein wird, und wenn es nach ihm geht, werden auch die anderen Schäfer, Schafbauern und Hirten dagegen sein.

Der Schäfer erzählt von den Ereignissen des Schafübertriebes anno 1987.

Sell, ja ja.

Ja ja, kannst dir vorstellen. Wie es geschneit hat, die Sicht immer schlechter, vor den Augen nur das Weiß und immer das Weiß von Schnee und Schnee und weiße Schafe über und über mit weißem Schnee bedeckt. Der Sturm immer schlimmer. Denken wir, wie die Alten erzählt haben. Das hat es früher auch gegeben. Das erzählen die Alten. Heuer erwischt es sie wieder. Ich kann dir sagen: Das ist die Angst. Du kannst es dir nicht vorstellen. Mitten im Sommer kommt der Schneetod auf uns zu. Wir treiben die Schafe von Disen herauf. Zuerst geht's gut. Etwas flacher ist es. Dann der steile Anstieg. Wir haben einen ganzen Tag mit den Schaufeln den Weg ausgeräumt. Dass die Schafe hinaufkommen. Kannst dir vorstellen: einen halben Meter und noch mehr und das alles bergauf, steil zwischen den Felsen hindurch. Dann die Eisplatten am Weg. Dann der Schweiß und die nassen Füße. Acht Stunden haben wir geschaufelt. Am nächsten Tag sollten die Schafe kommen. Knapp zweitausend Stück.

Sie sind gekommen. Und auch der Schnee ist wieder gekommen. Wir haben in der Nacht hinausgeschaut und haben uns gefürchtet. Das kannst du dir nicht vorstellen, wie schrecklich dunkel und schrecklich eine solche grausige Nacht sein kann. Wir erkennen die Schafe der Bauern an den Buschen. Das Schaf des einen Bauern hat nur einen Buschen in der Mitte am Rücken. Andere haben vorne und hinten am Rücken einen Wollbuschen. Andere haben die Wollbuschen auf der Seite. Einmal zwei vorne und einen hinten. Oder zwei hinten und einen vorne. Andere haben sogar drei. Das Färben mit dem Lack macht die Wolle kaputt. Aber es ist besser zum Schauen und Erkennen und Suchen. Die grellen grünen, blauen und roten Flecken auf der Wolle helfen mir beim Schauen in einer solchen Nacht, wenn es draußen nur weißen Schnee gibt und nichts als weißen Schnee. Wir haben kaum schlafen können. Der kommende Tag sollte schrecklich werden. Für uns und für die Schafe.

Ich bitte ihn, weiter zu erzählen. Der Hirt schaut über Mutmal, über den Mutmalboden hinweg und sucht versprengte Schafe. Mit freiem Auge sieht er aus dreihundert Metern Entfernung, wem das Schaf gehört. *Suchen. Einen Hund muss ich immer dabei haben. Das Schaf ist vom Schlanderer Nedersberg.*

Er reicht mir das Fernglas. Ich schaue durch das Glas, suche in der Einöde der grauen und eintönigen Geröllhänge das Schaf, finde es nicht, suche weiter. Der Hirt deutet mit dem Bergstock genau in den Hang, wo das versprengte Schaf steht. Jetzt legt es sich nieder.

Es würde dort lämmern. Dafür hat es eine abseitige Stelle gesucht. Nach ein paar Tagen kommt die Schafmutter mit dem Lamm wieder zur Herde zurück. Vom Märchen mit dem Steinadler und dem Lämmergeier will er noch erzählen. Es würde so erzählt, dass die Schafe und vor allem die neugeborenen Lämmer so schnell als möglich den bunten

Farbfleck bekommen müssen, weil sonst der Steinadler oder der Lämmergeier geflogen kommt, oder wie die Einheimischen diesen geheimnisvollen Vogel nennen, dass also die Adler oder Geier dieses Schäflein nicht angreifen, weil sie angeblich den Geruch nicht mögen, schon von weitem diesen widerlichen Lackgeruch nicht leiden können und also das Neugeborene verschonen. Schlimmer seien aber diese schwarzen Jochvögel, diese widerlichsten Vögel in unseren Bergen, die haufenweis um die Schutzhütten und Touristenrastplätze herumzigeunern, ja herumzigeunern, wie sie schnell zugreifen, wenn ein Stück Brot auf den Boden fällt, wie sie gierig danach tappen und davonfliegen. Und dann kommen andere geflogen, setzen sich auf die Steine, das Gipfelkreuz, den Rucksack, picken gierig und fliegen davon. Diese schwarzen Raben sind gefürchtet. Bei den Schäfern mehr noch als bei den Touristen und Bergsteigern. Den Schäfern sind sie ein abschreckendes Scheusal. Brutaler kann kein Lebewesen sein. Wer es einmal gesehen hat:

Das Lamm kommt hinten hinaus. Die Mutter beginnt es zu lecken. Ist noch schwach. In der Luft der dunkle, kleine fliegende Teufel. Schnell heruntergeschossen. Auf das Neugeborene und dann nichts als das: Dem Lämmlein sofort und als erstes die Augen auspicken, aushacken mit dem scharfen Schnabel und gierig davon. Das Mutterschaf weiß sich nicht zu helfen. Das Lamm hat keine Augen. Es muss verrecken. Das Mutterschaf leckt und schleckt eine Weile. Lässt es bald bleiben. Der Leib des jungen Lammes erstarrt. Bleibt liegen. Die Mutter weint um das tote Lamm. Habt ihr schon einmal gehört, wenn eine Schafmutter um das tote Lämmlein weint? Habt ihr schon zugeschaut, wenn sie es zuerst geschleckt und geputzt hat und wenn sie mit den Vorderfüßen das Neugeborene gestoßen, geschubst hat, als wolle sie ihm sagen: Wach doch auf! Steh auf! Probier das Saufen an meiner Zitze! Habt ihr schon zugeschaut, wenn

sie das Neugeborene verlässt? Sie geht davon und achtet nicht mehr auf das Lamm. Wenn es nicht lebensfähig ist, wird es liegen gelassen. Es wird nicht mehr genährt, gefüttert, gestoßen, gesäugt. Langsam geht die Mutter davon. Sehr langsam. Der Schäfer hat davon erzählt. Das alles habe ich selbst erlebt, gesehen, erlitten und immer wieder Jahr für Jahr weitererzählt.

Die schwarzen Raben. Der weiße Tod. Virgil, der Hirt, und sein Gehilfe, der Hund. Die Steinhütte. Die drohende Schneekatastrophe. Noch viel schlimmer die weit zurückreichende Erinnerung an den Tod von mehr als tausend Schafen und elf Treibern, der Tod durch das achtzig Kilometer lange Tal hinaus, wenn der Fernersee losbricht, wenn die SALIGEN den Tod schicken. Den ganzen Tag hat es genieselt. Dann hat es geregnet. Dann ist wieder der Schnee gekommen. Der Rauch will nicht abziehen. Die Augen brennen. Nasse Kleider kleben am Körper. Zieht er sie aus, friert er noch mehr. Die inwendige Kälte ist noch weit schlimmer. Und die Sehnsucht, das Verlangen. Das Feuer erlischt. Dann die Angst.

Und im Winter, wenn im Lawinental die weißen Lawinen niedersausen, die Windlawinen mit rasender Geschwindigkeit, unberechenbar, unvorhergesehen, ständig bedrohend, und die berechenbareren Nassschneelawinen, die Grundlawinen, die Drecklawinen mit den Bäumen und Steinen und dazwischen dem toten Reh, der toten Gämse, wie es heuer wieder geschehen ist. Das Tal ist ein grausamer Ort der Verdammnis und der Schrecken und der lebendigen Strafe. Woher aber nehmen die Leute die Kraft, diesen Widerwärtigkeiten zu widerstehen, sich aufs Neue Jahr für Jahr, Winter für Winter und erst recht wieder an warmen Föhntagen im April zu widersetzen, wenn die dreckigen Lawinenmonster über die Felsen brechen, niederdonnern, krachen, abwärts wälzend, alles mitreißend,

Bäume, Steine, Zäune, Rehe, Gämsen? Der Tod ist wieder da.

Der Schäfer erinnert mich daran. Wenn ich ihn besuche, gehen wir miteinander Richtung Joch. Unter einem Felsen hat er Salz gelagert. Dort hat er ein Brett über die Steine gelegt. Ein Rastplatz. Und ein Suchplatz, wenn es regnet, wenn er durch den Regen hindurch die Schafe sucht, einen Adler irgendwo oben mit der weiten Bahn und dem Niederfallen. Das wäre der Aasgeier. Den interessiert nur der verwesende Knochen, die Fäulnis, der Duft der Gestürzten, der Gemordeten, der Neugeborenen mit den ausgehackten Augen. Dort kauert der Hirt unter dem Felsen. Wenn die Sonne unerbittlich niederbrennt, wie es an wenigen heißen Tagen im Sommer geschehen kann, hat er einen sicheren Schutz, geborgen unter dem Felsdach. Dort breitet der Hirt seine Jause aus. Dort isst er Speck und Vinschgerlen, hart gewordenes Fladenbrot nach jahrtausendealter Art. Dort zieht er gierig an der Flasche. Rötel aus dem Vinschgau.

An diesem Tag erzählt er vom Schneechaos im Juni 1987.

Stell dir vor, wie eine Neuschneenacht schrecklich dunkel sein kann, direkt schwarz und grausig, wenn wir wissen, es geht in der Nacht so dahin und es hilft uns niemand und die Treiber sind gekommen und die Schaufler, aber es sind immer zu wenige. Sie haben keine Zeit oder keine Lust. Weißt ja, dass die Schafhalter einen schlechten Ruf haben bei den Rinderbauern. Das sind die Besseren. Meinen sie. Und die Jungbauern aus einem solchen Rindviehhof haben nur die Euter im Sinn, die Milch und noch viel mehr die Größe dieser Rinder, immer schwerer und fetter. Es gibt dicke Prämien und Ausstellungen und landeshäuptliche Belobigungen. Das Schaf ist etwas Minderes geworden. Schade.

Ja, das stell dir vor. Wir hocken in der Stube beim Tisner und schauen, dass draußen der weiße Schnee immer

schwärzer ist. Die Nacht ist da und das lange Warten und dann erst der Sturm. Wie der über den Hof gepfiffen hat, dass wir gemeint haben, es reißt den Kamin weg. Wie wir hinter dem Schnapsbudele gesessen sind: jeder bis oben voll Angst und Suff. Und wir haben blöde Witze gerissen. Männerwitze. Dreckig und das alles, weil wir uns gefürchtet haben.

In der Früh ist es losgegangen. Draußen die Schafe. Tief verschneit und alle mit weißen Hauben. Aber geduldig und wie der Pfarrer sagen würde und es sich von uns wünschen würde und wie er es nennt: „gottergeben“. So auch das Schaf. Die Schafe. Und wir treiben sie bergauf. Zuerst geht's gut. Da ist noch ein bisschen Wald. Eine knappe Stunde weiter ist alles anders. Nur mehr weiße Wüste. Wir treiben die Schafe an, eine alte Mutter als Leitschaf will nicht mehr. Der Instinkt ist stärker. Bleibt nichts anderes übrig, als zuerst gut zureden, ermuntern, sogar streicheln und noch einmal, „jetzt geh, jetzt geh endlich“. Dann das Schlagen, das Ziehen, der Schellriemen ist fest und breit. Immer näher dem oberen Boden, wo der steile Aufstieg beginnt. Gestern den Weg ausgeschaufelt. Heute alles wieder zu, wenigstens einigermaßen begehbar und wieder das Hinaufschaukeln, das Ausrutschen auf den Eisplatten, das Abrutschen und wieder Hinaufschwitzen, das Fluchen und das Schaukeln und das Antreiben der Schafe bis hinauf zur Frau und zum erlösenden Joch. Nein, zum schrecklichen Tod im Schneesturm. Mit allergrößter Mühe haben wir geschoben, immer einer von uns das Leitmutterschaf von hinten angetrieben und immer geschoben, hinaufgeschoben zur Frau, und alle anderen sind nachgekommen. Es hat zwei Stunden gedauert, sicher zwei Stunden, vielleicht drei Stunden an diesem Tag, ich habe nicht auf die Uhr geschaut. Sonst sind die Schafe dahin, wenn sie das Grün über dem Joch im anderen Tal schmecken. Dann sind sie auf und davon, dass wir Hirten und Treiber kaum folgen können.